

100 Metern jagte ich Seite an Seite mit dem Kalbe dahin und faßte es vom Sattel aus um den Hals. Die Giraffe wollte sich nun mit einem Ruck aus meinem Arm befreien, sog aber dabei der Länge nach auf den Boden. Als sie eben wieder auf den Beinen stand, hatte ich mich aus dem Sattel geworfen und umklammerte von neuem ihren Hals. Im Galopp versuchte die Giraffe mit mir abzugehen, und es erfolgte nun ein halbstündiger, regelrechter Ringkampf, in dem die Giraffe gesiegt haben würde, wenn nicht endlich auf mein Rufen zwei Buschleute zu Hilfe gekommen wären. Wir legten ihr einen Riemen um, banden sie an den nächsten Baum und ich bot nun alle möglichen Künste auf, um das Tier zu bewegen, nach dem Lager mitzugehen. Es war alles umsonst. Selbst vollständig von jeder Fessel befreit, war die Giraffe keinen Schritt vorwärts zu bringen; sie verharrte wie ein Pfahl im Sande. So gab ich das nutzlose Beginnen auf, ließ sie stehen und ritt ins Lager zurück, setzte aber wohlweislich vorher meine Leute dorthin in Marsch. — Sie hätten der Giraffe gar zu gerne den Garans gemacht, denn daß man ein Stück Wild, das man in der Gewalt hat, auch wieder laufen lassen kann, auch dann, wenn man keinen Fleischmangel leidet — so etwas konnten sie nicht begreifen.

Kurz vor dem Lujana erlegte ich mein erstes Nashorn, einen Bullen mit mittlerem Horn. Wir kreuzten auf der Fahrt durch den Dornbusch, der dem Fluß vorgelagert ist, die frische Fährte. Während Becker weiterfuhr, nahm ich mit Kandunda die Spure auf. Schon nach kurzer Verfolgung hörten wir vor uns einen grunzenden Laut und sahen, wie sich das Nashorn 30 Meter vor uns, offenbar im Mittagschlafes gestört, aufsetzte und witterte. Ich gab ihm die Kugel hinter das Blatt, worauf es wie vom Blitz getroffen, auf die Seite flog. Im nächsten Augenblick aber sah ich ein dunkles Ungetüm in sausender Fahrt durch die grauen Dornen auf mich losstürmen. Auf zwanzig Schritte erhielt es die zweite Kugel aus meinem großkalibrigen 10,5-Millimeter-Gewehr vorn in die Brust und begann zu taumeln. Der dritte Schuß in den Kopf warf es um. Eben hatte Becker den Wagen am Ufer des Lujana ausgespannt, da war ich auch schon im Lager und brachte als Jagdtrophäe das Stück Stirnhaut mit dem doppelten Horn mit. Am Abend und in den nächsten Tagen gab es Nashorn-Braten, der uns ganz vortrefflich mundete. Das Fleisch hat denselben Geschmack wie Elefantfleisch mit dem eigentümlichen Aroma von Busch- und Strauchwurzeln. Am Abend erreichten wir langsamwärts die Werst Mukojas, des

großen Regenmachers; sie sollte auf einer Insel im Fluß liegen, war aber hinter dichtem Nied verborgen.

Mukojas war derjenige Häuptling gewesen, der mir und den Buren 1911 die Jagd in seinem Lande hatten verbieten lassen. Auch die Buschleute erzählten nichts Gutes von ihm, und so waren wir daher auf einen nicht sonderlich freundlichen Empfang gefaßt. Am Abend ließ ich über das Wasser rufen, daß ich am nächsten Morgen ein Boot haben möchte, um Mukojas zu besuchen. Bei Sonnenaufgang kam es angeschossen. Zwei Nuderer stiegen aus, die, nach ihren knnstvollen Beinringen über den Waden zu schließen, offenbar zur Familie des Häuptlings gehören mußten. Als ich in das Boot stieg, war ich „bis an die Zähne bewaffnet“, ein Aufzug, der sonst bei Häuptlingsbesuchen nicht üblich ist. Als Dolmetscher nahm ich einen Doambo mit, der die Herero- und Mambuluschsprache verstand, er trug auch meine Geschenke für den Häuptling. Die Bootfahrt ging auf großen Umwegen durch das dichte Nied auf einer kaum meterbreiten Fahrstraße, bis wir nach einer halben Stunde im offeneren Wasser die Landzunge einer großen Insel erreichten und ausstiegen. Auf ihrer Höhe lag ein großes Dorf, in dem sich hinter Mattenzäunen ein Gewimmel von Hütten erhob.

Als ich auf den Beratungsplatz kam, hockten dicht gedrängt im Halbkreise mehrere hundert Neger an der Erde. In der Mitte saß auf einer am Boden ausgebreiteten Matte der Häuptling, ein Leopardenfell hing ihm über Schultern und Rücken, in der Hand hielt er einen Giraffenwedel, dessen Ende ein Elfenbeingriff umschloß. Auf den ersten Blick erkannte ich das Feindselige und Tückische in seinen Augen; es kam auch in seinem Grusse zum Ausdruck: er erhob sich nicht, als ich auf ihn trat, sondern streckte mir, ohne mich anzublicken, nur widerwillig die Hand entgegen. Im nächsten Augenblick bereute ich, sie ergriffen zu haben. Ich trat zurück, stellte mein Gewehr vor mich hin und umfaßte die Mündung mit den Händen. Ein Sitz wurde mir nicht angeboten, man wünschte also an diesem innerafrikanischen Despotenhofe, daß ich als Weißer an der Erde hocken sollte wie ein Neger. Mein Geschenk nahm der Häuptling mit einem kurzen Nicken entgegen, streifte es mit flüchtigem Blick und ließ es hinter sich stellen. Solch ein Empfang war mir noch von keinem Negerfürsten zuteil geworden. Ich war mir der Gefährlichkeit meiner Lage bewußt und wünschte mich im stillen weit fort von hier. Bis jetzt hatte der Häuptling an dem Elfenbeingriff des Girassenschweifes

herumgeschmigt, nun rief er einen seiner Untertanen. Der rutschte auf den Knien herbei, ohne den Blick von der Erde zu erheben, empfang, in die Hände klatschend, aus Mukojas Hand das Messer und bewegte sich, wiederum klatschend, ebenso demütig zurück, wie er gekommen war.

Währenddem hatte ich ruhig beobachtend dagestanden. Es mußte Mukoja jetzt doch wohl zum Bewußtsein kommen, daß ich kein gewöhnlicher Weißer sei, denn er ließ mir einen mit Wildriemen bespannten Eingeborenenstuhl holen. Ich setzte mich, legte mein Gewehr über die Knie und redete nun den Häuptling an:

„Ich habe gehört, daß es am Louisiana gut geregnet hat. Besonders du, Mukoja, hast viel Mais und Mahango geerntet. Ich bin daher gekommen, um von dir und deinen Leuten Mais und Hirsemehl zu kaufen!“

Der Häuptling streifte mich mit einem schnellen Blicke und antwortete: „Die Leute, die dir das erzählten, haben dir Lügen erzählt.“

„Nein, ich habe es überall vernommen.“

„Ich habe keine Kost zu verkaufen, du hast den Weg hierher umsonst gemacht.“

Ich überlegte kurz und sagte: „Wenn du keine Kost hast oder mir keine verkaufen willst, dann habe ich dir auch nichts mehr zu sagen und will gehen. Sprich zu deinen Leuten, daß sie mich zurücktutern.“

Er sah mich lauernd an: „Gib mir Patronen!“

„Ich habe keine Patronen.“

„Du hast den ganzen Surt voll.“

„Die brauche ich für mich selbst, und außerdem gebe ich nie Patronen an Schwarze. Genug, ich will jetzt gehen.“

Ich machte mehrere Schritte und befand mich bereits außerhalb des Ringes, da rief er: „Warte!“ — Ich blieb stehen. Ein Mann rannte fort, kam gleich darauf mit dem kleinen, stumpfen Horn eines Nashorns zurück und überreichte es mir im Namen des Häuptlings als Geschenk. Ich sah die geringe Gabe verächtlich an, ohne sie zu berühren und sagte zu dem Mambukuschu, so daß es alle hörten: „Sage deinem Häuptling, ich will sein Geschenk nicht.“

Damit schritt ich den Hügel hinab zum Boot. Ich hatte schon den Fuß hineingesetzt, als von oben lautes Rufen erscholl und die ganze schwarze Ratsversammlung den Hügel herabkam. Vorauf ging ein halbes Duzend Weiber mit großen geflochtenen Körben auf dem Kopfe, die sie vor mich hinstetzten. Darin befand sich Mais, Hirse

und Mehl. Mukoja ließ mir sagen: das sei sein Geschenk an mich. Abermals wies ich sein Geschenk zurück. Nunmehr ließ sich der Häuptling zu der Entschuldigung herbei, daß er die Weißen nicht kenne und nicht wisse, wie man mit ihnen zu verkehren habe. Noch nie sei ein weißer Mann an seiner Werst gewesen. Zum Zeichen seiner guten Gesinnung gegen mich schenke er mir dieses Korn und Mehl. Ich antwortete: ich würde seine gute Gesinnung erst daran erkennen, wenn er seinen Leuten Auftrag gäbe, mit mir in Handel zu treten. Versprache er das, so würde ich sein Geschenk annehmen. Er versprach es und besuchte uns am Nachmittag sogar im Lager, wo wir ihm einen Becher Kaffee mit Brot und Honig anboten. Sein Blick aber behielt auch hier das Tückische und Lauernde. Das Angebot an Kost war lange nicht so groß, wie wir erwartet hatten.

Um so reicher war unsere Jagdbeute, da auch Becker noch ein starkes Nashorn erlegte. Für mich aber folgte dann ein pechschwarzer Tag des Unglücks auf der Jagd. Ich folgte mit Randunda der Fährte von zwei Nashörnern, einem Bullen und einer Kuh. Stundenlang krochen wir durch ungezählte Dornbüsche, und als wir, der Spur folgend, wiederum in ein solches Gewirr hineingeschliffen waren, hörten wir plötzlich keine zehn Schritte vor uns einen Laut, wie ein Mensch hustet; im nächsten Augenblicke aber krachte, brach und splitterte es, ohne daß wir etwas sahen. Randunda, der zuerst erkannt hatte, daß sich das Geräusch entfernte, fing nun an zu laufen, und ich rannte ihm nach. Als wir uns glücklich aus den dichten Dornen herausgewunden hatten, kamen wir in lichten Busch, stießen bald wieder auf die Fährte und waren ihr etwa tausend Meter weit gefolgt, als wir auf hundertfünfzig Meter die beiden Nashörner vor uns hatten. Der Bulle stand zu uns gewendet und ängte uns an. Anstatt nun näher heranzugehen, wollte ich von hier aus einen Meisterschuß machen und zielte auf den Kopf, der allein über das Gestrüpp und das lange Gras hinausragte. Ich frohlockte, denn wie vom Blitze getroffen stürzte der Bulle zusammen. Aber ebenso schnell war er auch wieder hoch und kam nun, gefolgt von der Kuh, schnaubend wie eine Dampflokomotive, angeschossen.

Ich lief dreißig Schritte seitwärts und traute meinen Augen nicht: der Nashornbulle war weißgrau wie Holzasche und von einer riesenhaften Größe, die schwarze Kuh, die ihm folgte, fiel dagegen ab wie ein Zwerg. Der Bulle war ganz unverkennbar ein weißes Nashorn, eines der letzten Überlebenden der in Südafrika fast ausgestor-

benen Rasse, und seine Haut und sein Skelett wären eine der größten Zierden jedes naturwissenschaftlichen Museums gewesen. In mächtigen ungefügigen Galoppssprüngen kam er angerast, bei jedem Sprung schlug er mit dem langen Horn ein Loch in die Luft. In dieser Minute habe ich das Stechschloß an meiner Büchse verwünscht, mit dem ich nicht umzugehen verstand, da ich mein Leben lang nur den langsamen Abzug des Infanteriegewehrs gewöhnt war. Als das weiße Ungetüm mit seinem Trabanten auf dreißig Meter an mir vorüber-schraubte, berührte ich vor dem Anlegen den Abzug, und die Kugel schlug vor mir in die Erde. Noch konnte ich einen zweiten Schuß anbringen und schoß: diesmal in die Luft, da ich unbewußt eingestochen und wieder vorzeitig den Abzug berührt hatte. Verschwinden waren die Nashörner in den Dornen! Was half das Hinterherrennen und die lange Verfolgung! Das weiße Nashorn blieb unerjagt und durchstreift vielleicht heute noch sein Dornenparadies am Lujana.

Nachdem wir das Fleisch der beiden geschossenen Nashörner gegen Mais und Hirsenmehl eingetauscht hatten, zogen wir am Lujana abwärts, um weiter unterhalb noch einige Büffel zu schießen. Der Lujana, einst ein mächtiger Nebenfluß des Kuando, hat jetzt nur noch eine schmale Fahrrinne, die sich durch das dicke und mächtige Nied des Flussbettes hindurchschlängelt. Nach einigen Tagen kamen wir in das Land Bamangandus und schlugen das Lager am Rande eines kleinen dichten Gehölzes unmittelbar am Flusse auf.

Am Nachmittag sichteten wir Büffelzährten. Um vier Uhr morgens wurden wir durch vielstimmiges Löwengebrüll aus dem Schlafe geweckt. Fünf Löwen — das hörten die Buschleute herans — kamen den Fluß abwärts und näherten sich dem Lager. Die Feuer brannten hell, als die Raubtiere dicht hinter uns zum Fluß hinuntergingen, um ihren Durst zu löschen. Das Dickicht hinter uns mochte wohl ein alter Aufenthaltort der Löwen sein, denn unbekümmert um unsere Nähe legten sie sich dort nach dem Trunk zur Ruhe. Vorher jedoch hatten wir noch einmal den Genuß des schönsten Löwenkonzertes aus allernächster Nähe. Die fünf Gewaltigen waren offenbar höchst ungehalten über die Störung. Wir blieben wach. In der ersten Helle des Morgens machte ich mit zwei Buschleuten einen Erkundungsgang. Wir stellten fest, daß fünf männliche Löwen in das Gehölz hineingewechselt waren und es nicht wieder verlassen hatten; sie schloßen wahrscheinlich schon im Dickicht. Becker und ich beschloßen, uns die Löwen durch die Buschleute zutreiben zu lassen. Wir stellten uns

auf einer schmalen Lichtung auf, über die die Tiere unbedingt kommen mußten.

Als das Geschrei und der Lärm anhub, hörten wir zorniges Gebrüll, dann ein Brechen im Unterholz, und im nächsten Augenblick sprang der erste Löwe, ein Bursche mit langer struppiger Mähne, auf die Lichtung hinaus. Ehe er die schmale Fläche durchmessen hatte, schossen wir beide zugleich aus dreißig Schritt Entfernung. Im nächsten Augenblick verschwand er hinter uns im Busch. Schon tauchten zwei neue auf. Ich feuerte auf den vorderen. Als die Löwen an uns vorbeisprangen, schossen wir wieder gleichzeitig und ebenso zum dritten Male, als sie hinter uns im Busch untertauchen wollten. Beckers Kugel, nur noch flüchtig hingeworfen, hatte getroffen, der eine Löwe zeichnete stark. Meine Patrone hingegen hatte versagt. Nun begingen wir den Fehler, sofort in den Busch zu rennen, um auf den verwundeten Löwen noch einmal zu Schuß zu kommen. Währenddem aber sprangen die letzten beiden Löwen an uns vorbei, ohne daß es uns gelungen wäre, noch eine Kugel anbringen zu können.

Der verwundete Löwe lag grimmig knurrend im Busch. Wir warteten, bis die Buschleute erschienen, und ich ließ mir nun von Kandumba die Elefantenbüchse reichen, da sich unter unserer Infanterie-Munition viele Versager befanden. Dann suchten wir uns zu dem Dickicht, in dem der Löwe lag, einen möglichst offenen Weg. Der Löwe eräugte uns jetzt und fing laut zu brüllen an. Nur noch einen Schritt näher, da sank er wie der Blitz aus seinem Versteck auf uns los. Als er noch fünfzig Meter entfernt war, schlug meine Kugel vor ihm ein. Sofort kehrte er um. Doch als ob er sich seines vor-eiligen Rückzuges schämte, kam er nach zehn Rückwärtsprüngen von neuem angesetzt. Da berührte ich, wie beim ersten Schuß und wie beim weißen Nashorn, wiederum zu vorzeitig den Abzug meines eingestochenen Gewehres. Das Geschloß fuhr in den Boden und überschüttete den Löwen mit einer Wolke von Staub und Erde. Da machte er endgültig kehrt und verschwand in dem Gebüsch, aus dem er gekommen war.

Mehrere Minuten lang spähten wir nun zu dem Busch hinüber, in dem der Löwe grollend lag; wir konnten ihn aber nicht ausmachen. Erst als ich einige Schritte näher gegangen war, sah ich eine kleine Bewegung der Schwanzspitze, und nun erkannte ich das ganze Tier: Es lag auf den Vorderpranken, leise peitschte die Schwanzspitze den

Boden. Meines nächsten Schusses war ich sicher, jetzt sach ich nicht ein: ich traf den Löwen mitten zwischen die Augen, er flog auf die Seite und machte keine Bewegung mehr. Auf den Spuren der anderen Löwen, auf die wir geschossen hatten, fanden wir keinen Tropfen Schweiß. Es war uns unerklärlich, daß wir auf dreißig Schritt nicht getroffen haben sollten. Je mehr wir darüber nachdachten, um so gewisser wurde es uns, daß wenigstens eine Kugel ihr Ziel erreicht haben mußte. Am andern Morgen nahm Becker mit einigen Buschmännern die Spur und stieß nach zwei Kilometern auf einen toten Löwen. Gemeinsam untersuchten wir nun nochmals die anderen Fährten, fanden aber auf keiner eine Spur von Schweiß.

Während Becker am Nachmittag die Haut präparierte, ritt ich auf die Büffeljagd und schoß aus einer Herde von achtzig Stück einen Bullen und zwei Kühe. Leider schoß ich trotz guter Blattschüsse auf fünfzig Meter noch einige starke Bullen krank. Der Abend setzte der Verfolgung ein vorzeitiges Ziel. Als ich am nächsten Tage, nachdem ich die Nachsuche über zwanzig Kilometer weit als erfolglos aufgegeben hatte, dem Lager zurrück und über die Unzulänglichkeit des Kleinkalibrigen oder-Gewehrs für so schweres Wild wie Büffel nachdachte — da sah ich über einem Dornbusch Masgeier kreisen. Ich forschte nach der Ursache und fand den dritten Löwen im tiefsten Dickicht verendet. Er hatte den Schuß schräg von vorn und zur Flanke hinans. Im Todeskampf mußte er furchtbar gewüthet haben: ringsum waren Büsche und Äste abgeschlagen und abgebissen, der Boden war zerkratzt und aufgewühlt, und aus der Seitenwunde hatte sich das rasende Tier lange Stücke des Gescheides herausgerissen. Seine Haut war leider schon von der Verwesung angegriffen, so daß wir sie als Jagdtrophäe nicht mehr mitnehmen konnten.

Wir verließen nun den Fluß und bogen wieder nach Süden ab, auf Tschebbe zu. In der Nähe von Kanjime, der Werst B a m a n g a n d u s, kam uns dieser mit Gefolge auf Reitochsen entgegen. Er war der Bruder Mulojas, unterschied sich von diesem aber sehr vorteilhaft durch sein freundliches Wesen und sein offenes Gesicht. Er verkaufte uns einen Reitochsen und brachte uns am Abend Milch und Erdnüsse zum Geschenk. Bald darauf waren wir wieder in Tschebbe. Am selbstgezimierten Tisch, ein Dach über dem Kopfe, tauschten wir bis spät in die Nacht unsere Erlebnisse aus.

Nun war die Reihe, zu Hause zu bleiben, an uns. Höppner, Bergmann und Funk wollten jetzt zum Lujana, um auch Jagd-

beute zu machen. Als sie etwa acht Tage fort waren, erzählten die Mambukuschu, sie hätten gehört, daß die Engländer mit Askari von Gescheke am Zambesi nach Tschebbe unterwegs seien. Außerdem seien viele Portugiesen in Mankusso angekommen. Wenn wir auch wußten, wie verlogen die Mambukuschu waren, so sagten wir uns doch, daß etwas Wahres an der Sache sein müsse und hielten Kriegsrat. Es war uns klar, daß wir Tschebbe mit unserem Hause verlassen mußten, wenn die Engländer mit Truppenmacht im Aufmarsch waren. Becker ritt daher zum Lujana, um die Kameraden zurückzuholen.

Kaum war er fort, so erschien ein Trupp Mambukuschu bei mir und bat mich, einen Löwen zu töten, der mir noch Menschen fräße; sie hätten ihn soeben an ihrer Werst vorüberwechseln gesehen. Ich forderte sie auf, die Spur zu nehmen und mich an das Antier heranzuführen, doch vor lauter Angst waren sie dazu nicht zu bewegen. Ich nahm meine schwere Büchse, an der ich jetzt den Stecher entfernt hatte, rief Kandunda, meinen kleinen Gewehrträger Mukua und einen dritten Buschmann und marschierte ohne die feigen Mambukuschu los. Nach drei Kilometern traf ich auf die Löwenspur. Kurze Zeit darauf kamen uns die Mambukuschu, vom erwachten Ehrgefühl getrieben, nachgerannt. Sie führten einen struppigen Kaffernhund mit sich, der jetzt immer ein Stück vor uns auf der Fährte lief. Vor einem dichten Gebüsch im Walde blieb er stehen und witterte. Aber als hätte er das Haupt der Medusa erblickt, machte er plötzlich Kehrt und rannte winselnd vor Angst an uns vorüber. Erst weit hinter uns kam er wieder zum Stehen und fing nun mützig an zu bellen.

In diesem Augenblick scholl uns ein drohendes Knurren entgegen. Wir hatten achtzig Meter vor dem Gebüsch Halt gemacht, konnten den Löwen aber nicht erspähen. Ich fürschte mich daher an einen einzelnen Baum heran, der gut zu erklettern war. Kaum aber hatte ich den Fuß auf den untersten Ast gesetzt, als der Löwe mich erblickte und ein an die Nerven pochendes Gebrüll ausstieß. Mit Gedankenschnelle zog ich mich empor und sah, wie der Löwe jenseits das Gebüsch verließ und in großen Sprüngen davoneilte. Mit einem Satz war ich wieder unten und rannte so schnell ich konnte hinterher. Es gelang mir, einen Schuß anzubringen, auf den der Löwe mit der Hinterpranke wütend ausschlug und im Sprung einhielt. Eine Sekunde lang stand er still und äugte zu mir herüber, aber sofort war er wieder in Bewegung und für kein weiteres Geschloß mehr erreichbar. Nun aber rannten die

an für uns zumeist hinter Sümpfen und Papyruswäldern verborgen.

Je mehr wir uns dem Ngamifsee näherten, um so auffallender wuchs der Viehreichtum der Eingeborenen. Es waren große stattliche Betschuanarinder mit mächtigen seitlich herausstehenden Hörnern oder auch ganz hornlose Tiere, Flusspferde hörten wir in jeder Nacht; einmal kam ein Bulle an Land sogar bis nahe an unser Lager und brüllte uns aus Leibeskräften an. Im dichten Busche konnten wir ihn aber nicht sehen. In diesem gewaltigen Überschwemmungsgebiet mit seinen unübersehbaren Nied- und Papyrusmassen dürften die Flusspferde wohl noch auf lange Zeit hinaus eine sichere Zuflucht finden. Im übrigen ist der Wildreichtum auf der südlichen Seite des Flusses viel geringer als auf der nördlichen; außer Nied- und Wasserböcken trafen wir nur selten Wild, um so mehr aber sind im Unterlauf des Stromes die Wildgänse zu Hause; sie zählten dort nach Tausenden. Die überschwemmten Flächen sind ein wahres Paradies für sämtliche Wasservögel: Reiher, Etröche, Kraniche, Wildenten, Sumpf- und Wasserhühner, Laucher und andere mehr. Der Fischreichtum des unteren Okavango ist ungeheuer, und die zahlreichen Krokodile führen ein nahezu stilles Leben. In den Papyrus Sümpfen lebt außerdem eine Wildgattung, von der ich leider nie ein Tier zu Gesicht bekam: das sogenannte Wasser-Kudu. Es ähnelt in jeder Beziehung dem richtigen Kudu, ist jedoch an Bau und Gehörn bedeutend kleiner. Während ich im Einbaum mit Sochosibi, dem Häuptling der Makalachali, das Inselgewirr nach diesem seltenen Wilde durchsuchte, erzählte er mir, daß es fast ganz im Wasser lebe, oft nur mit dem Kopfe daraus hervorstehe und sich von den Wedeln der Papyrusstämme nähre.

Nach gemeinsamem Beschluß sollte Wilhelm, da wir auf der tiefsandigen Piste nur langsam vorwärts kamen, mit den Tieren in Namaschere bleiben, während ich mit einem Boot nach dem 100 Kilometer entfernten Kurwe fahren und dort Proviant kaufen wollte. Da wir aber für Geld und gute Worte kein Boot bekamen, zogen wir weiter und versuchten unser Heil 15 Kilometer stromabwärts in einem andern Dorfe, dessen Bewohner dem Makuba-Stamme angehörten. Diese aber stellten für die Fahrt so unerschämte Forderungen, daß wir lieber davon abstanden. Das Unternehmen war ja sowieso ein Glücksspiel. Wenn die Kunde von unserer Anwesenheit zu der nicht allzu fernem großen englischen Polizeistation Mahu gelangte, konnte

man uns von dort mit Pferden leicht einholen. Kurz entschlossen kehrten wir daher um. Zwar bedeutete das für uns wieder ein monatelanges Leben von Hirsebrei, aber die Aussicht auf eine bessere Sicherung unserer Freiheit gab den Ausschlag.

Da die Trockenzeit ihrem Ende zugeht, und es wärmer geworden war, legten wir entbehrliche Decken und Kleidungsstücke zusammen und tauschten dafür bei den Makalachali Kaffernkornmehl und gerbte Felle ein. Aus den Fellen fertigten wir uns Säcke an und füllten das Mehl hinein. See besaßen wir noch genügend, Salz hingegen war sehr knapp, Zucker mußten wir uns denken, denn von den Honigtöpfen Angolas hatten wir nun Abschied genommen. Mit den gesammelten Haselgkeiten, rund 700 Pfund Gewicht, beluden wir jetzt unsere vier Tiere und zogen zu Fuß zurück den Strom aufwärts. Am Kaudom begegneten uns im Busch zwei uralte Kudubullen mit den mächtigsten Gehörnern, die ich je bei ihresgleichen gesehen habe. Da wir die Beute nicht mitnehmen konnten, ließen wir die beiden alten Necken ungeschoren. Bei einer täglichen Wegstrecke von 25 Kilometern gelangten wir an den Mahango-Dmuramba und suchten uns dicht am Okavango-Ufer einen schönen Lagerplatz für längere Zeit, wo wir unser Zelt aufschlugen.

Von hier aus wollte ich noch einmal nach Angola auf die Elefantenjagd gehen, um dann endgültig dem Flusse Leberwohl zu sagen. Man hatte uns gesagt, daß 30 Kilometer stromabwärts am andern Ufer Elefanten zur Tränke kämen. Darauf ging ich am andern Morgen, während Wilhelm das Lager hütete, mit dem großen Mantier über den Strom. Eine innere Stimme warnte mich davor. Schon am nächsten Tage verlor ich durch den Sturz in eine Fallgrube mein Reittier, es brach dabei das Genick. Hätte ich dieses zweite Warnzeichen beachtet und wäre umgekehrt, so wären mir viele erfolglose Anstrengungen erspart geblieben, ganz abgesehen von den Gefahren, denen ich entgangen bin. Tatsächlich spürte ich nun auch nicht die geringste Lust mehr, weiterzugehen und Elefanten zu suchen; mit allen Fasern zog es mich zum Lager zurück. Ich war aber frei von Aberglauben, barg meinen Sattel auf der nächsten Werst und wanderte weiter. Ich wollte den Schaden durch Eisenbein wettmachen und überdies brauchten wir notwendig Fett. Nachdem ich mit meinem neuen Fährtenfucher Mahindi, einem Mambukuschu aus der Häuptlingsfamilie, und mehreren anderen Leuten an der Tränke ein Lager bezogen hatte, trafen wir auf die Spuren einer

größeren Kuhherde, deren Trompeten und Brechen im Walde wir in der Nacht vernommen hatten. Kühe wollte ich nicht schießen, deshalb nahm ich die Fährte einer Büffelherde auf, die ebenfalls in der Nacht zur Tränke gekommen war.

Schon nach kurzem Marsche sah ich die massigen dunklen Körper am Rande eines dichten Dornbusches in dem kniehohen gelben Grase einer lichten Baumsteppe. Es war noch vor Sonnenaufgang. Gut gedeckt pürschte ich mich unter dem Winde bis auf dreißig Meter an die Herde heran, sie kam nicht gerädelt und wirbelte das naheste Gras ab, fast ohne sich von der Stelle zu rühren. Fünf Minuten betrachtete ich hinter zwei Bäumen stehend das packende Bild aus nächster Nähe. Die fünfzig Büffel hatten die Köpfe am Boden, und nur selten warf einer von ihnen auf und zeigte mir das mächtige Gehörn. Ich wollte nur einen ganz kapitalen Bullen schießen und zögerte immer noch. Ein dunkler Koloss, der Gestalt nach ein Bulle, weidete mir zunächst und zeigte mir seinen gewaltigen Nacken. Fast hätte ich ihm die tödliche Kugel dorthin gesetzt, aber es war nicht möglich, in dem Grase das Gehörn zu sehen. Endlich hob das Tier den Kopf und eräugte mich — es war eine Kuh! Eine halbe Minute lang wandte sie keinen Blick von mir, während ich ihr regungslos gegenüberstand. Endlich schien sie beruhigt zu sein und senkte den Kopf. Aber im selben Augenblick stieß sie einen Warnlaut aus, und im Nu rannte die ganze Herde in den Busch. Hatte ich bisher nach einem alten Bullen Anschau gehalten, so kam das jetzt gar nicht mehr in Frage, denn die Herde stand nun im dichten Busch. Gebückt näher schleichend, sah ich auf fünfzig Meter eine junge Büffelkuh, zielte kurz und schoss. Das Wild brach zusammen, wurde aber wieder hoch und verschwand in der dichten Staubwolke der flüchtenden Herde. Ich drang in das Dickicht ein und hörte nach hundert Metern vor mir einen ächzenden Laut; die Kuh war im Verenden.

Am nächsten Morgen traf ich an der Tränke auf die mächtigen Abdrücke von drei Elefantenbullen. Mit Mahindi und einem Kuangari als Fährtensuchern, sowie von einigen Wasserträgern begleitet, folgte ich den Spuren. Nach einer Stunde vereinigten sich die Bullenfährten mit von links kommenden Kuhfährten. Es ging fast ununterbrochen durch dichten Dornbusch. Kein Lüftchen wehte, und es war erdrückend heiß. Um zwölf Uhr rastete ich zehn Minuten lang, dann schlichen wir wieder zwei Stunden lang durch unheimlich dichten Dornbusch, jeden Augenblick darauf gefaßt, auf die Herde zu

stießen. Eben hatten wir eine kleine Lichtung betreten, als rechts von uns im Buschrand Aste brachen. Ich sah zwei Elefanten undeutlich im Buschwerk stehen, konnte jedoch nicht erkennen, ob es Bullen oder Kühe waren. Jetzt drehten sie ab, und ich erkannte sie an ihrer Größe als Bullen. So schnell es gehen wollte, eilte ich hinterher, die Bewegung der Dornbüsche zeigte mir den Weg. Als sie aufhörte, erkletterte ich einen umgestürzten Baum und sah die Elefanten zwanzig Schritte neben mir stehen und abziehen. Dem vordersten gab ich einen Schuß mit. Der Nachzügler warf mich der Länge nach in das Gestrüpp, doch schnell sprang ich auf die Beine und jandte dem angeschossenen Elefanten noch eine Kugel nach. Auf diesen Schuß hin stieß der andere, wahrscheinlich als Signal für die übrige Herde, einen hellen Trompetenton aus und stürmte mit seinem Gefährten davon.

Als die beiden Fährten sucher herangekommen waren, nahm ich die Verfolgung auf. Nach zwei Kilometern vereinigten sich die Fährten mit denen der anderen Elefanten und führten nach einer Weile aus dem Dornbusch in den Laubwald und abermals in den Busch. Als wir hier kaum eingedrungen waren, hörten wir von rechts plötzlich ein drohendes Knurren, das in eine Flut von dumpf rollenden Tönen überging und schnell näher kam. Meine schwarzen Gefährten sprangen wie Panter durch die Dornen und machten sich davon. Schnell lief ich einige Schritte weit vor, um bessere Aussicht zu gewinnen, was ich aber dann sah, trieb auch mich blüßschnell zur Flucht. Doch nur drei Schritte weit. In mir schrie es: „Steh, oder du bist verloren!“ Ich wandte mich um und sah den Tod herankommen. Ich fühlte es, mein Leben stand auf des Messers Schneide.

Fünf Löwen, voran zwei Löwinnen, kamen in mächtigen Sprüngen angesetzt. Ich zielte auf die vorderste Löwin, sie war auf zehn Schritte heran. Noch immer schoss ich nicht, ich fühlte, der Schuß wäre schlecht. Als ich ihr in dieser Nähe nun aber gegenüberstand, machte sie plötzlich einen Seitensprung und entfloh. Es bleibt mir ein Rätsel, daß ich jetzt durch einen großen Dornbusch hindurch auf die nicht sichtbare flüchtende Löwin schoss. Ich sah weder, ob ich getroffen hatte, noch wo die Bestie blieb, denn nun hielt die zweite Löwin im Sprunge inne, warf sich herum und äugte ihrer Gefährtin nach. Im nächsten Augenblick fuhr ihr meine Kugel durch die Blätter und warf sie zu Boden. Bei diesem zweiten Schuß erinnerte ich mich aber, daß ich keine weitere Kugel im Lauf hatte und nun rannte ich, ohne auf die andern Löwen zu achten, auf und davon, so

schnell ich konnte. Erst als ich von neuem geladen hatte, machte ich Kehrt. Keine der Bestien war mir gefolgt, aber noch eine ganze Weile tobten sie im Busche umher, bis es allmählich still wurde.

Lange mußte ich rufen, ehe meine schwarzen Gefährten aus der Ferne Antwort gaben und wieder zum Vorschein kamen. Aschgrau vor Schreck, schienen sie mich eher für einen Geist zu halten, als für Fleisch und Blut. Vergebens warteten wir nun eine halbe Stunde auf die Wasserträger, denn der Durst plagte uns sehr. Dann folgte ich von neuem der Elefantenfährte. Die Löwin war mir morgen sicher, den verwundeten, bedeutend wertvolleren Elefanten aber mußte ich möglichst heute noch erlegen. Er hatte sich mit seinen Genossen unter alten Kameldornbäumen eingestellt und war beim Klang der Schüsse aufs neue geflüchtet, in nordwestlicher Richtung. Nach einer halben Stunde führte eine einzelne Fährte abseits nach Osten, der kranke Elefant kam mit den anderen nicht mehr mit. Wieder ging es endlos durch dichte Dornbüsche. Um Sonnenuntergang brach ich die Verfolgung ab, denn ich hätte ihn bis zur Dunkelheit doch nicht mehr eingeholt. Als ich in der Nacht im Lager ankam, hatte ich mal wieder einen anstrengenden Tag ohne Wasser und Nahrung hinter mir.

Die Morgensonne des nächsten Tages sah mich schon wieder auf dem Marsche zur vermutlich toten Löwin. Der eine Fährtenfucher hatte genug vom Tage vorher und machte nicht mehr mit, der Mambukinschu aber und drei neue Leute leisteten Folge. Am Schanplatz der gestrigen Begegnung traf ich statt der erhofften toten Löwin auf eine große Schweißflache. Rotgefärbte Büsche und Gräser zeigten uns den Weg, den die Bestie genommen hatte. Als meine tapferen Leibwächter das sahen, verrauchte ihr Mant, keiner war zu bewegen, die Spur zu nehmen. Mahindi, der mein Infanteriegewehr trug und mir eben noch beteuert hatte, er werde die Löwin selbst dann totschießen, wenn ich unter ihr läge, verzog sich ganz ins Hintertreffen. Die Leute weisagten mir das Schicksal des Löwenjägers Karamakambita und baten mich, von der Verfolgung abzustehen, das Gelände sei zu unübersichtlich. Es blieb mir nichts übrig, als selbst die Fährte zu nehmen und gleichzeitig nach der Löwin Ausschau zu halten. Die Eingeborenen folgten mir in der Entfernung.

Ich kam über mehrere Wundbetten mit größeren Schweißflachen. An diesen Stellen hatte die Bestie mächtig gewütet. Die Fährte führte geradewegs auf ein düsteres Dickicht zu; als ich mich ihm auf 80 Meter genähert hatte, erhob sich am Rande die verwundete Löwin

und stürzte unter zornigem Gebrüll auf mich los. Deutlich erkannte ich den dicken, schwarzroten Schweißstreifen, der ihr von der Schulter an der Vorderpranke herunterlief; der Schuß saß zu hoch. Ich hob das Gewehr und zielte, doch bei der Zick-Zack-Bewegung des Tieres war es unmöglich, sicher zu treffen; ich wußte, daß ich genau wie tags zuvor, nicht eher schießen würde, als bis die Löwin sich vor mir aufgerichtet hätte. Dreißig Meter vor mir ging sie zwischen Gras und Dornbüschen nieder. Als ich nach einer kleinen Weile nichts mehr von ihr sah, ging ich Schritt für Schritt zurück, denn der Busch war zu dicht. Meine Gefährten hatten ohnehin längst wieder die Flucht ergriffen. Nachdem ich sie aufgefunden hatte, beweg ich sie, mir 80 Meter vor der Löwin auf einen dicken Baum zu helfen. Sie sollten danach im Bogen zu dem großen Dickicht gehen und dort mit dem Winde das kniehohle Gras in Brand setzen, um die Löwin aufzutreiben.

Beim ersten Knistern des Feuers gab sie einen kurzen knurrenden Laut von sich, sehen konnte ich sie nicht, und ich hatte jetzt auch bald Wichtigeres zu tun. Die Schwarzen hatten mein Gebot schlecht befolgt und das Gras dort angezündet, wo sie gerade standen. Der Sturmwind trieb den Brand mit großer Geschwindigkeit auf mich zu, während das Feuer seitwärts zur Löwin hin, langsamer vorwärts kam. Wo das Feuer auf seinem Wege hohes Gras und dürres Gestrüpp faßte, wie am Stamme meines trockenen Baumes, schlugen die Flammen zehn Meter hoch. Nur äußerst mühsam ertrog ich die Hitze, als das Feuermeer unter mir dahinstraste, denn mein Standort war ja kaum höher als 12 Meter, und weiter hinauf konnte ich nicht, denn die Äste des früher vom Blitz getroffenen Baumes lagen am Boden. Hätte ich nicht den Hut unter das Gesicht gehalten, so hätte ich wohl vor Hitze und Rauch ersticken müssen. Da war natürlich eine Ausschau nach der Löwin unmöglich, die Luft erzitterte in Hitze und Qualm, und als nach einer halben Stunde etwas Klare Sicht eintrat, war die Stätte leer. Die Löwin hatte sich wahrscheinlich wieder in das dicke Gebüsch zurückgezogen, an dem, weil es keine Unternahrung an Gras hatte, der Brand vorübergegangen war. Ich hatte genug und ließ sie laufen.

Jetzt hieß es: vom Baum herunter und die Elefantenfährte wieder aufgenommen. Aber das Herunterkommen war nicht so leicht, brannte doch der morsche Stamm selbst lichterloh. Ich warf mein Gewehr den Negern zu und sprang aus fünf Meter Höhe herab. Der Brand hatte bei dem herrschenden Sturmwinde eine gewaltige

Ausdehnung erreicht, der ganze Dornbusch war von Qualm und Rauch angefüllt, so daß wir aus tränenden Augen kaum noch sehen konnten. Nach der Elefantenfährte aber suchten wir vergebens, der Brand hatte sie zerstört. Nach stundenlangem Bemühen gab ich die Arbeit auf, es sollte nicht sein, ich hatte kein Glück auf diesem Zuge. Zuerst ging mein Reittier verloren, dann traten mir auf der Elefantenfährte die Löwen entgegen, und jetzt verhinderte der Brand die Verfolgung. Als mir das plötzlich alles klar wurde, folgte ich dem Wink des Schicksals, kehrte kurz entschlossen um und trat am nächsten Morgen den Rückmarsch an.

Wilhelm hatte sich inzwischen sehr gelangweilt, da er sich nie weit vom Lager entfernen konnte. Von einem Püschgang brachte er jetzt das stärkste Wasserbockgehörn, das wir auf dem ganzen Zuge erbeuteten. Ein Flußpferd-Bulle begrüßte uns jede Nacht mit seinem tiefdröhnenden Gebrüll. Eines Morgens ramnte er ein Negerboot und zerbiß es in tausend Stücke. Die beiden Mambukafu waren im Bogen herausgeschlagen und dem Tode durch Schwimmen am Grunde entgangen, denn sie wußten, daß das Flußpferd seine Feinde an der Oberfläche des Wassers sucht. Schreckensbleich kamen sie angelaufen und baten uns, das gefährliche Untier zu töten. Wilhelm fuhr am Nachmittag mit dem Einbaum zur Unfallstelle und traf den Bullen, wie er seine Kurzweil im Wasser trieb. Er verwundete ihn aber nur, denn einige Tage später tauchte er abends an unserem Lager auf. Durch einen Kopfschuß befreite ich ihn für immer von allen Zerstückelungsgelüsten. Er kam aber erst in der Nacht hoch und trieb weit stromabwärts, wo er am frühen Morgen Nischo in die Hände fiel, der mir gegenüber behauptete, er selber habe ihn geschossen.

Schöne Jagdtage folgten noch im Lager am Okavango. Die Flußebene, der Busch und das Hinterland auf der südlichen Seite wimmelten hier von Wild, abwechselnd gingen wir jeden Morgen auf die Jagd, um irgend etwas Schönes zu erbeuten. Besonderen Gefallen fand ich an der Wasserbock-Jagd, bei der man gut zu püscheln verstanden mußte. In den überschwemmten Wiesen gab es auch viele wilde Gänse und Enten, die ich ihres saftigen Wildbrets wegen noch lieber schoß. Eine angenehme Abwechslung in die Wildfleischkost brachten uns auch die Fische, die uns Mahindi, der unserem Lager gegenüber auf einer Insel wohnte, jeden Morgen, nachdem er seine Neusen nachgesehen hatte, zum Geschenk machte. Da waren Welse, Weißfische und mancherlei Rauchsische. Als Gegengabe bekam er

Wildfleisch, das in unserem Lager niemals ausging. Während Wilhelm einige gute Impalla, Riedböcke, Gnu und Kappenantilopen erbeutete, schoß ich einen kapitalen Kudubullen. An den Nachmittagen nahmen wir auf der Sandbank ein Bad, vergnügten uns am Rudersport und vertilgten Krokodile, wo wir ihrer irgendwie ansichtig wurden.

Als eines Nachts am anderen Ufer ein einzelner Elefantebulle zum Wasser kam, ging ich noch einmal mit Mahindi nach Angola, um die Fährte aufzunehmen. Nach einer anstrengenden Verfolgung den ganzen Tag hindurch, brachte ich ihn kurz vor Abend zur Strecke. Wir machten uns noch vor Einbruch der Nacht auf den Heimweg und schliefen zehn Schritte abseits eines Negerpfades. In der Nacht zogen mehrere Löwen auf dem Pfade an uns vorbei, wir lagen in tiefem Schlaf. Erst am Morgen bemerkten wir ihre Spuren.

Mit der Erlegung dieses Elefanten hatten die Jagden in dem Wildparadies am Okavango ihr Ende gefunden. Der europäische Jäger möge hier gütigst verzeihen, daß ich mich bei meinen Jagdschilderungen nicht der Jägersprache bedient habe. Als ich als junger Mensch nach Afrika kam, war ich vollkommen Neuling in der Jagd überhaupt, hatte zu Hause auch nie Gelegenheit gehabt, zu jagen. Ich bin also, um mit einem unserer größten Jäger, mit Fritz Bronsart v. Schellendorff zu sprechen, „rein afrikanischer Jäger“, dem die Jägersprache nicht geläufig ist. Gleich Bronsart v. Schellendorff halte ich es auch für zu weitgehend, bei dem ganz andersartigen afrikanischen Wild und der ganz andersartigen afrikanischen Jagd dieselben Ausdrücke der Waidmannssprache anzuwenden zu wollen wie bei dem Wild und der Jagd zu Hause. Wenn ich trotzdem manchmal einen zu Hause gebräuchlichen Jagdausdruck angewandt habe, so ist er ein allgemein verständlicher, so daß auch der Nichtjäger sofort weiß, was gemeint ist.